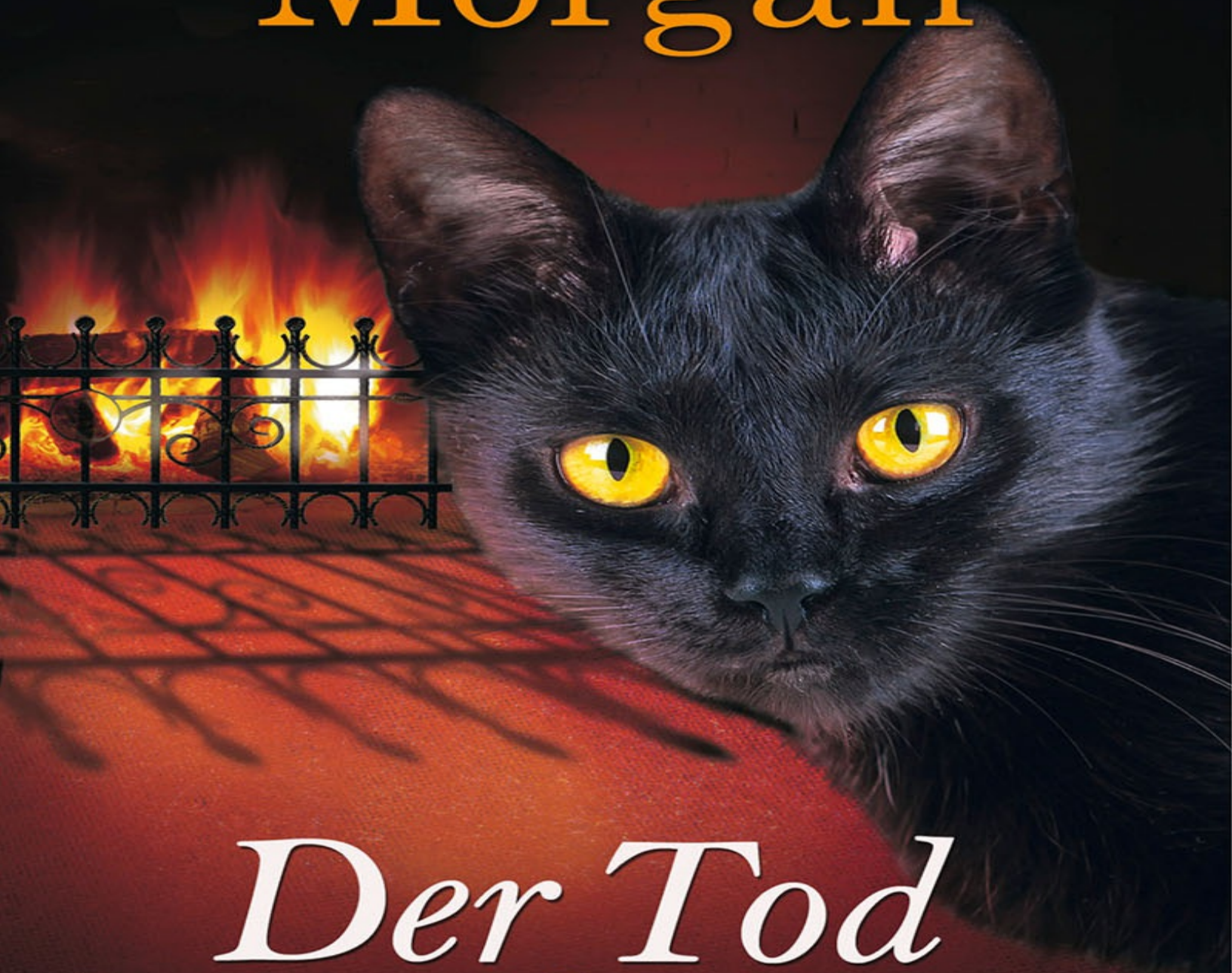


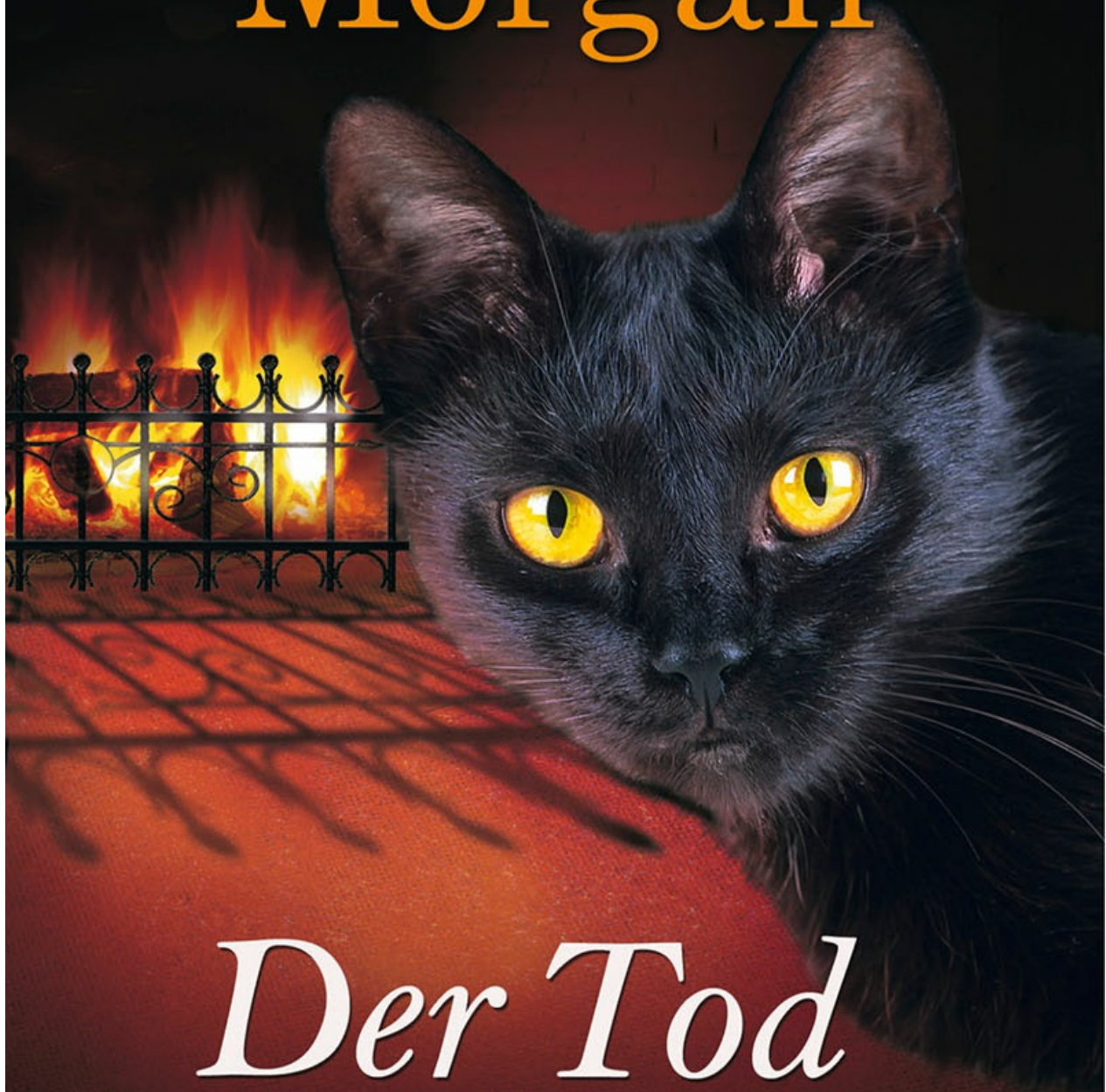
Catherine Ashley
Morgan



*Der Tod
hat schwarze
Tatzen*

Weltbild

Catherine Ashley
Morgan



*Der Tod
hat schwarze
Tatzen*

Weltbild

Ein neuer Fall für DCI Anne Remington

Auf einer kleinen Insel im Südwesten Englands veranstaltet der indische Geschäftsmann Siddarth Kapoor zwei Mal im Jahr ein »Mörderspiel«. Um der Sache den richtigen Kick zu geben, hat er diesmal auch eine richtige Polizistin dazu eingeladen: DCI Anne Remington. Doch noch bevor die unterhaltsame Fahndung richtig beginnen kann, geschieht tatsächlich ein Mord. Zum Entsetzen der illustren Gäste findet sich der Kopf des Toten ausgerechnet in der Kiste, in der der Preis des Abends präsentiert werden sollte. Dann wird ein Anschlag auf Kapoors kostbare Katze Phaedra verübt. Und wenig später muss Anne erkennen, dass der Täter auch nicht vor einem zweiten Mord zurückschreckt ...

Anne-Remington-Reihe (chronologisch)

Band 1: Die Kartäuser-Affäre

Band 2: Der Tod hat schwarze Tatzen

Band 3: Im Dutzend tödlicher

Catherine Ashley Morgan

Der Tod hat schwarze Tatzen

Roman

Weltbild

Die Autorin

Catherine Ashley Morgan wurde in Seattle geboren und übersiedelte der Liebe wegen mit 24 nach Großbritannien. Sie arbeitete zunächst als Telefonistin und verfasste in ihrer Freizeit Kurzgeschichten und Gedichte. Unter verschiedenen Pseudonymen hat sie inzwischen mehrere Romane veröffentlicht.

Catherine Ashley Morgan lebt in der Nähe von Glasgow, ist glücklich verheiratet, hat zwei Kinder sowie ein Schwein, einen Hund und eine Katze.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.
Copyright © 2012 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Ralph Sander

Projektleitung: usb bücherbüro, Friedberg/Bay

Redaktion: Sandra Lode

Covergestaltung: zeichenpool, München

Titelmotiv: www.shutterstock.com (© photopixel; © kkays2; © severjn)

E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN: 978-3-95569-592-7

Prolog

Feuchte, kalte Luft schlug dem Mann entgegen, als er die rostige Eisentür öffnete. Er fasste den Bewusstlosen unter den Achseln, dann hob er ihn an und zog ihn durch den Gang bis zur nächsten Tür. Bis dort waren es zwar nur ein paar Meter, aber das änderte nichts daran, dass der Ballast, den er von der Stelle bewegen musste, mehr wog als vermutet.

»Du hättest dich auch vor dem Abendessen von mir erwischen lassen können«, beklagte er sich schwer atmend. »Dann hättest du dir wenigstens nicht mehr so die Wampe vollgeschlagen.«

Er könnte den Bewusstlosen auch einfach unter Wasser drücken, bis er tot war, und ihn dann irgendwo am Ufer ablegen, doch dann würde es vielleicht eher nach einem Unfall aussehen, und einen solchen Eindruck wollte er doch unbedingt vermeiden.

Schnaufend zog er den Mann weiter durch den Gang, bis die andere Tür erreicht war, die nur von dieser Seite als solche erkennbar war, während man sich für die im Gebäude selbst gelegene Seite eine raffinierte Tarnung ausgedacht hatte, die sie für jeden nichts ahnenden Betrachter praktisch unsichtbar machte.

Er legte den Schalter um, mit dem sich die Geheimtür öffnen ließ, überzeugte sich davon, dass der andere Mann tatsächlich noch bewusstlos war, und zog ihn durch die Tür, die er hinter sich offen stehen ließ. Dann nahm er die Hände weg, und der Bewusstlose fiel zu Boden, wo sein Kopf mit einem dumpfen Knall aufschlug. Es war zwar achtlos von dem Mann, wie er mit seinem Opfer umging, aber für das, was er vorhatte, war es letztlich egal, wie unsanft oder rücksichtsvoll er es behandelte. Im Schein der mitgebrachten Taschenlampe bewegte er sich durch den dunklen Raum, bis er an der regulären Tür angekommen war, wo er den Lichtschalter umlegte.

Eine Reihe von Leuchtstoffröhren erwachte flackernd zum Leben und beleuchtete einen lang gestreckten, gewölbartigen Kellerraum. Der Mann sah sich um und betrachtete die diversen Gerätschaften, die dort verteilt standen und alle vor vielen Jahrhunderten zum letzten Mal zum Einsatz gekommen waren. Er brauchte nicht lange, bis er seinen Entschluss gefasst hatte, welches Instrument es sein sollte. Eigentlich hatte er von Anfang an diese Lösung bevorzugt, dennoch war es ihm wichtig gewesen, sich erst noch einmal umzusehen und alle zur Verfügung stehenden Möglichkeiten in Erwägung zu ziehen.

Er bückte sich und hob den Bewusstlosen vom kühlen Steinboden hoch, um ihn rücklings auf eine lange Bank zu legen. Dort schob er ihn noch ein Stück bis ans andere Ende, bis er genau richtig lag, dann brachte er das Holz mit der Aussparung in die richtige Position, damit der Mann seine Lage nicht noch im letzten Moment verändern konnte.

Er überprüfte, ob das Textilklebeband um die Hand- und Fußgelenke seines Opfers noch fest saß, das Gleiche machte er bei dem breiten Band, mit dem er ihm den Mund verklebt hatte. Auch das saß noch perfekt, und so sehr der Mann sich auch anstrengen

mochte, es würde ihm nicht gelingen, sich davon zu befreien, solange er nicht die Finger zu Hilfe nehmen konnte.

Aus der Innentasche seiner Jacke zog er eine kleine Plastikflasche, die noch zur Hälfte mit Mineralwasser gefüllt war, öffnete sie und kippte dem Mann einen Teil des Inhalts ins Gesicht. Der schüttelte sich und erlangte leise stöhnend das Bewusstsein wieder, dann sah er seinen Entführer an, musste dabei aber die Augen zusammenkneifen, weil er ins Licht einer grellen Lampe blickte, die über ihm an der Decke montiert war.

Der größere, fast schlaksige Mann lächelte sein Opfer an, dann zeigte er nach oben. Der Gefesselte folgte mit den Augen der angezeigten Richtung, brauchte jedoch einen Moment, ehe er verstand, was diese Holzkonstruktion zu bedeuten hatte.

Dann begann er, sich verzweifelt zu winden, konnte sich aber nicht befreien. Außer erstickten Lauten drang nichts durch das Klebeband vor seinem Mund, und auch die verstummten, als die mit einem Gewicht beschwerte Klinge nach unten sauste.

Sekunden später war es vorbei, und der schlaksige Mann nickte zufrieden. Alles Weitere würden die anderen erledigen.

Ein leises »Miau« ließ ihn aufhorchen, und als er sich umdrehte, sah er, dass die Katze sich in den Raum geschlichen hatte. Offenbar war die Kellertür nur angelehnt gewesen, und sie hatte sie aufgedrückt, um herauszufinden, wer sich um diese Zeit noch hier zu schaffen machte. Er ging zu ihr, schob sie durch den Türspalt unsanft nach draußen und knurrte: »Verschwinde, du bist noch nicht an der Reihe.«

Dann kehrte er zur Geheimtür zurück, stieß einen leisen Pfiff aus und wartete kurz. Zwei Männer in ölverschmierten blauen Overalls kamen durch den Gang zu ihm. Er zeigte auf die Guillotine und sagte: »Ihr wisst, was ihr zu tun habt.« Nachdem die beiden hastig genickt hatten, ließ er sie allein.

Es war quasi so etwas wie eine Hinrichtung«, erklärte Dr. Kelley und zog das Laken zurück, um den Leichnam wieder zu bedecken.

»Quasi so etwas wie?«, wiederholte Detective Inspector Franklin, der sich neben den Rechtsmediziner gestellt hatte.

Kelley zuckte mit den Schultern. »Meinetwegen kann ich das auch verkürzen auf: ›Es war eine Hinrichtung.< Aber dann wäre unsere angenehme Unterhaltung viel schneller beendet, und das wäre doch schade, nicht wahr, DCI Remington?«

Anne Remington, die Vorgesetzte von Franklin und DI Hennessy, der sich beim Anblick des Leichnams hatte abwenden müssen, setzte ein demonstratives Lächeln auf und stimmte ihm zu. »Ja, das wäre wirklich zu schade.« Sie konnte nur froh sein, dass sie von ihren Mitarbeitern vorgewarnt worden war, was diesen neuen Rechtsmediziner anging, mit dem sie zusammenarbeiten mussten und der gar nicht so neu war. Immerhin hatte Dr. Jeremiah Kelley diese Stelle über dreißig Jahre lang innegehabt und war erst vor ein paar Jahren in den Ruhestand gegangen.

Nachdem sich vor einigen Monaten die Notwendigkeit ergeben hatte, die Stelle des Rechtsmediziners neu zu besetzen, sich aber niemand bewarb und die umliegenden Grafschaften auch so schon unterbesetzt und überlastet waren, sodass man von dort niemanden abziehen konnte, war die Verwaltung auf eine List verfallen. In den Richtlinien stieß man auf eine – wie Kelley es formulierte – »kaum bekannte und selten benutzte Reserveaktivierungsklausel« und zwangsverpflichtete ihn, begleitet von dem beiläufigen Hinweis, seine Pensionszahlungen zu kürzen, falls er der Aufforderung nicht nachkam.

»Ich möchte wetten, dass das vor Gericht keinen Bestand hätte«, hatte Kelley gesagt, als sie ihm kurz nach der Einstellung das erste Mal begegnet war.

»Warum gehen Sie dann nicht vor Gericht?«

»Ich habe mich mit einem Bekannten unterhalten, der selbst Rechtsanwalt ist und der sogar mit einem ähnlichen Fall beschäftigt war. Er konnte mir aus eigener Erfahrung berichten, dass das öffentliche Interesse an meiner Arbeitskraft schwerer wiegt als mein Recht auf eine ungekürzte Pension – natürlich alles nur hinter vorgehaltener Hand, genauso wie die Auskunft, dass solche Verfahren fünf Jahre und länger hinausgezögert werden.« Er hatte wütend geschnaubt, als er ihr davon erzählte. »Vielleicht können Sie ja die nächsten fünf Jahre auf fünfzig Prozent Ihrer Bezüge verzichten, ich kann es jedenfalls nicht.« Nach einer kurzen Pause hatte er dann hinzugefügt: »Sie sehen, der Staat bekommt, was der Staat will. Aber keine Sorge, DCI Remington, ich werde Sie nicht im Stich lassen, nur weil ich zwangsverpflichtet wurde. Ich werde meine Arbeit weiterhin gewissenhaft erledigen, und wenn ich weiß, dass es sich tatsächlich um etwas Dringendes handelt, um einen Täter dingfest zu machen, dann werde ich auch nicht um fünf Uhr Feierabend machen und nach Hause gehen.«

»Danke, Doktor«, hatte sie lächelnd erwidert und ihm die Hand gereicht. »Auf gute

Zusammenarbeit.«

»Eines noch«, bemerkte er abschließend. »Versuchen Sie, die Kriminalität an der Wurzel zu bekämpfen, dann habe ich weniger Arbeit.«

Der heutige Tag war der unerfreuliche Beleg dafür, dass sie mindestens einmal zu wenig versucht hatte, seiner Bitte zu entsprechen, sonst hätte Dr. Kelley nicht um diese Uhrzeit in der Gerichtsmedizin sein müssen. »Was können Sie uns denn erzählen?«, wollte sie wissen.

Kelley griff nach seinem Notizblock, auf dem er alles Wesentliche notiert hatte. »Die Kollegen von der Spurensicherung haben festgestellt, dass jemand den Massagesessel und die Fernbedienung für den Fernseher manipuliert hat. Der Massagesessel wurde so verändert, dass er den Strom an die Person weiterleitet, die in ihm sitzt, sobald diese Person oder auch jemand anders auf der Fernbedienung die Lautstärke verändert, also spätestens zu Beginn der ersten Werbeunterbrechung. Die Taste hat nur den Startimpuls gegeben, es war also nicht möglich, den Strom noch schnell abzustellen. Ein Druck auf die Taste, und das Opfer wird geröstet. So wie in diesem Fall. Meine Untersuchungsergebnisse entsprechen den Beobachtungen der Kollegen. Mrs Boyle wurde durch einen Stromschlag getötet.«

»Und ein Unfall ist ausgeschlossen?«, meldete sich DI Hennessy zu Wort, der größere von Annes beiden Kollegen.

»Hm«, machte Kelley und setzte ein süffisantes Lächeln auf. »Das würde ich gern so formulieren: Wenn Sie eine logische Erklärung dafür finden, wie sich ein Funksender in die Fernbedienung und ein passender Empfänger in einen Massagesessel einschleichen können, ohne dass irgendein Mensch die Finger im Spiel hatte, dann sollten Sie einen Unfall natürlich nicht ausschließen. Ich hoffe, das war klar genug.«

»Ja, zumindest so klar, wie man es von einem Rechtsmediziner erwarten kann«, konterte der Detective Inspector und drehte sich zu Anne um. »Und was meinen Sie, Chief?«

Ein lautes Räuspern von Kelley klang ganz danach, als ob er sich übergangen fühlte. Anne hätte Hennessy auffordern können, damit aufzuhören, aber zum Glück war sie frühzeitig von ihm und Franklin darüber aufgeklärt worden, dass die beiden jahrelange Erfahrung mit dem Rechtsmediziner hatten und diese gegenseitigen scheinbaren Anfeindungen einfach dazugehörten. Zwar war sie anfangs im Zweifel gewesen, ob die beiden ihr das vielleicht nur auftischten, damit sie sich nicht einmischte, doch nachdem sie ein paar Mal das amüsierte Funkeln in Kelleys Augen gesehen hatte, wusste sie, es entsprach der Wahrheit.

»Dass wir nach einem Motiv suchen müssen, warum jemand ihren Tod wollte«, sagte sie in nüchternem Tonfall. »Und warum er sich auch noch so viel Arbeit gemacht hat.«

»Vielleicht macht sich der Täter ja nicht gern die Finger schmutzig«, gab Franklin zu bedenken, dessen Gesicht wie immer leicht rot angelaufen war, so als käme er gerade vom Jogging oder aus der Sauna. »Er bereitet alles vor, aber das Opfer bringt sich praktisch selbst um. Er muss keine Waffe abfeuern, nicht mit dem Messer auf jemanden

losgehen und auch niemanden mit bloßen Händen erwürgen. Wenn er seine Arbeit getan hat, lebt sein Opfer ja noch, und er hat vermutlich ein reines Gewissen.«

»Die Frage ist, wer sich so über Mrs Boyle geärgert hat, dass er überhaupt zu solchen Maßnahmen greifen würde«, steuerte Hennessy zur laufenden Diskussion bei.

»Wenn Sie mich fragen, was Sie wahrscheinlich gar nicht vorhaben, weshalb ich es Ihnen trotzdem sage, nur damit ich später sagen kann: ›Ich hab's ja gleich gesagt‹«, mischte sich der Rechtsmediziner ein, »dann hat sich da zwar jemand sehr viel Mühe gemacht, um Mrs Boyles Ableben herbeizuführen, aber das ist zumindest für meinen Geschmack zu viel Mühe.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Anne, die sich schon vor längerer Zeit angewöhnt hatte, alle Beteiligten zu Wort kommen zu lassen und dabei auch für jene Erklärungsversuche offen zu sein, die eigentlich völlig unwahrscheinlich, aber eben nicht unmöglich waren. Seit sie auf ihrem vorangegangenen Posten bei der Greater Dartmoor Police einmal den Fehler gemacht hatte, integer scheinende Personen für unschuldig zu halten und nicht einmal die Möglichkeit ihrer Schuld in Erwägung zu ziehen, würde ihr das kein zweites Mal passieren. Und ja, es hatte auch etwas damit zu tun, dass sie sich in ihrem Stolz gekränkt fühlte, wenn ein Bürger – in dem Fall die Buchautorin Christine Bell zusammen mit ihrer Katze Isabelle – einen Fall aufklärte und ihr auch noch den Täter präsentierte, obwohl sie selbst nicht mal einen Fall für möglich gehalten hatte.

»Na ja, wenn ich jemanden aus welchen Gründen auch immer umbringen wollte«, begann Kelley, schob die Hände in die Taschen seines weißen Kittels und lehnte sich gegen die Edelstahlwanne an der Wand hinter ihm, »dann würde ich doch wohl versuchen, keine Spuren zu hinterlassen. Oder ich würde versuchen, das Ganze wie einen Unfall zu arrangieren. Ich persönlich könnte Ihnen natürlich eine Handvoll Gifte und den einen oder anderen Kniff aufzählen, wie man einen Mord begeht, ohne eine verfolgbare Spur zu hinterlassen, aber wir dürfen nicht von mir ausgehen.« Mit einer Hand fuhr er durch sein volles graues Haar. »Dieser Täter hat weder das eine noch das andere gemacht. Durch den Sender hat er eine Spur hinterlassen – natürlich eine ohne Fingerabdrücke und ohne DNS-Spuren, mit denen man ihn überführen könnte, aber es ist trotzdem eine Spur. Und er hat eine Vorgehensweise gewählt, die einen Unfall oder eine Selbsttötung ausschließt ...«

»Es sei denn, Mrs Boyle wollte sich so aus dem Leben verabschieden«, warf Franklin grinsend ein.

»Dann würde ich ein Bad in Salzsäure vorschlagen«, gab Dr. Kelley ungerührt zurück. »Aber ruhig ein wenig verdünnt, dann haben Sie auch was davon, DI Franklin.«

Der zuckte mit den Schultern. »War ja nur so ein Gedanke.«

Kelley wollte weiterreden, stutzte dann aber und fragte: »Ein Gedanke? Sie hatten einen Gedanken? Sagen Sie, ist das früher auch schon mal vorgekommen? Ich meine ... wenn Sie noch nie einen Gedanken hatten, wovon ich ziemlich überzeugt bin, woran wollen Sie erkennen, dass es sich jetzt um einen handelt? Welche Erfahrungswerte haben Sie?«

»Ich habe ihm mal erklärt, wie das mit den Gedanken funktioniert, Doc«, ging Hennessy dazwischen und klopfte seinem Kollegen auf die Schulter. »Seitdem weiß er, worauf er achten muss.«

»Tatsächlich?« Kelley schien beeindruckt. »Und Sie haben ihm das erklärt?«

Die beiden DIs begannen schallend zu lachend, und auch der Doktor konnte nicht länger ernst bleiben.

»Könnten wir ...«, begann Anne behutsam, da sie nicht Kelleys gute Laune stören wollte, »... denn mal zum Thema zurückkommen? Bitte?«

»Von mir aus«, antwortete der Rechtsmediziner und wandte sich wieder ihr zu.

Franklin wollte ebenfalls sein Einverständnis kundtun, aber dann sah er, dass seine Chefin warnend einen Zeigefinger hochhielt.

Er räusperte sich und sah zu Kelley.

»Worauf ich eigentlich hinaus will, ist Folgendes: Wenn ein so offensichtlicher Mord begangen wird, dann würde ich das für einen ... einen Racheakt halten. Oder eine Warnung.«

»Eine Warnung?«, gab Anne bissig zurück. »Mrs Boyle ist in ihrem Massagesessel geröstet worden. Diese Warnung dürfte über das Ziel hinausgeschossen sein.«

»Ich dachte eher an eine Warnung, die an eine andere Adresse gerichtet ist«, stellte er klar. »Etwas in der Art von: ›Jetzt siehst du, was dir blüht, wenn du nicht spurst.««

Sie dachte einen Moment lang darüber nach, schließlich nickte sie. »Ja, das sollten wir in Erwägung ziehen. Danke, Dr. Kelley.«

»Danken Sie nicht mir, danken Sie unserem wunderbaren Staat dafür, dass er mich wieder zu diesem erfüllenden Dienst an unserem Vaterland heranzogen hat«, gab Kelley schroff zurück und zog die Mundwinkel nach unten, was aber kaum auffiel, da jahrzehntelanger Ärger mit inkompetenten Vorgesetzten, drängelnden Kollegen und arroganten Anwälten seine dauerhaft missmutige Miene geprägt hatte.

»Ach, wissen Sie, ich danke lieber Ihnen«, sagte Anne und wandte sich zum Gehen. »Bei Ihnen weiß ich wenigstens, was Sie getan haben. Bei unserem Staat dagegen ...« Sie zog vielsagend die Augenbrauen hoch und gab den DIs ein Zeichen, damit sie ihr folgten.

Auf dem Weg durch den Korridor ging sie durch, was sie auf ihrem Notizblock festgehalten hatte. »Viel wissen wir noch nicht«, stellte sie nachdenklich fest. »Aber die Sache mit der Warnung sollten wir nicht außer Acht lassen.«

»Wären wir da nicht auch von selbst drauf gekommen, Chief?«, fragte Franklin, als sie das Gebäude verließen und er an ihr vorbeiging, um ihr die Tür aufzuhalten.

Sie zuckte mit den Schultern. »Denken Sie dran, dass Kelley nicht freiwillig da unten sitzt und Leichen aufschneidet. Wenn es ihm guttut, seine Ansichten zu äußern, dann werde ich ihn nicht davon abhalten. Erstens haben wir alle nichts davon, wenn der Doktor verärgert dazu übergeht, Dienst nach Vorschrift zu machen und nur noch die nötigsten Untersuchungen vorzunehmen, und zweitens kann er ja beim nächsten Mal eine Idee haben, auf die wir noch nicht gekommen sind.« Sie ging an ihm vorbei zu dem neuen

Dienstwagen, einem dunkelblauen Ford Mondeo, der ihr zugestanden worden war, nachdem sie praktisch an ihrem ersten Arbeitstag in Northgate eine ganze Mordserie hatte aufklären können – die ihr selbst zunächst einen Kater und später noch zwei Kätzchen eingebracht hatte, die beide inzwischen gut ein halbes Jahr alt waren.

»Sind Sie mit Kelley eigentlich immer schon so locker umgegangen?«, fragte sie, während sie per Fernbedienung den Wagen entriegelte.

Die beiden DIs tauschten kurz einen Blick aus, dann antwortete Hennessy: »Das ist Kelleys Art, mit dem Anblick der Toten auf seinem Edeltahltisch fertig zu werden. Er hat früher in London gearbeitet, und da wurden die Leichen praktisch im Viertelstundentakt angeliefert. Da muss er auch schon diese zynische Ader gehabt haben. Seine Vorgesetzten hielten ihn für taktlos und arrogant, weil sie nichts kapiert hatten, und deswegen wurde er nach Northgate versetzt. Die Ironie dabei ist ja, dass seine Chefs dachten, sie würden ihn damit bestrafen, ihn aufs Land zu schicken, aber im Grunde haben sie ihm den größten Gefallen seines Lebens getan. Ab und zu mal ein Toter und alles nur natürliche Todesursachen. Er hat hier wirklich nicht viel tun müssen, aber er saß auf einer vollen Planstelle und wurde dementsprechend bezahlt.«

»Hat er Ihnen das erzählt?«, erkundigte sie sich.

»Zum Teil ja, also eigentlich nur das, was ich zuletzt gesagt habe. Was London und die Gründe für seine Versetzung angeht ...« Er druckste einen Moment lang herum. »Also ... ich hatte mal eine Freundin bei der Londoner Polizei ... in der Personalabteilung. Ich hatte sie gebeten, einen Blick in Kelleys Akte zu werfen, daher ... daher weiß ich von den anderen Sachen.«

Sie stiegen ein, und Anne fuhr los in Richtung Wache, während Franklin schon mal dort anrief, um zu fragen, ob es irgendwelche wichtigen Neuigkeiten gab. »Okay, danke«, erwiderte er schließlich und steckte das Telefon weg.

»Und?«, fragte Anne, als sie im Rückspiegel sah, dass der DI nicht mehr telefonierte. »Irgendwas passiert, während wir weg waren?«

»Keine Morde, keine Überfälle«, meldete er. »Aber auf Sie wartet ein Besucher.«

»Und wer? Jemand, den ich kenne?«

»Kommen Sie, Chief, lassen Sie sich überraschen«, antwortete Hennessy, bevor sein Kollege noch etwas sagen konnte. »Ein bisschen Spannung gehört zum Polizeialltag.«

Als sie die Wache betraten, fiel Annes Blick sofort auf ihren Besucher, der im Wartebereich vor der Theke saß und wirklich so etwas wie ein alter Bekannter war. Schließlich hatte er ihr an ihrem ersten Arbeitstag nur wenige Minuten nach Dienstantritt bereits einen Fall eingebrockt, der sie auf der Suche nach einer geraubten Kartäuserkatze namens Lady Agathe durch die gesamte Grafschaft geführt hatte.

Lord Bromshire.

Der grauhaarige ältere Herr mit Stirnglatze und Backenbart trug wie üblich einen Anzug aus fein kariertem dunkelbraunem Tweed, dazu eine beige Krawatte mit einem dezenten Wappen. Als er aufstand, stützte er sich auf seinen Spazierstock, dessen versilberte Krücke die Form eines Entenkopfs hatte.

»Miss Remington, da sind Sie ja!«, begrüßte er sie und kam zu ihr, nahm ihre Hand und deutete eine Verbeugung an.

»Lord Bromshire«, erwiderte sie mit einem Nicken. »Was führt Sie zu mir?«

Seit sie den Fall seiner verschwundenen Kartäuserdame Lady Agathe gelöst und die Katze wohlbehalten wiedergefunden hatte, war dieser Mann wie ausgewechselt. Seine mürrische, vorlaute Art war einem freundlichen und zuvorkommenden Wesen gewichen, und was Anne vor allem freute, war die Tatsache, dass er sie als Nachfolgerin von DCI Heddleswaithe akzeptiert hatte. Es hätte ihr zwar letztlich egal sein können, wenn er weiterhin den Macho gegeben hätte, weil sie nicht von seinem Wohlwollen abhängig war, trotzdem hatte sie nichts dagegen, dass er jetzt ein deutlich besser gelaunter Mann war als noch bei ihrer ersten Begegnung.

»Was machen meine Babys?«, fragte er interessiert, anstatt auf ihre Frage zu antworten. »Sind sie alle wohlauf?«

»Die beiden wachsen und gedeihen prächtig«, versicherte sie ihm und strich sich eine dunkle Haarsträhne aus dem Gesicht. »Und sie verstehen sich wunderbar mit meinem Toby, auch wenn er mir manchmal ein bisschen leidtut, wenn die beiden immer weiter rumtollen, obwohl er lieber schlafen würde. Aber er hat eine Engelsgeduld mit ihnen. Und was machen die drei Kleinen, die Sie behalten haben?« Sie hatte seine Haushälterin Mrs Marsh zwar erst letzte Woche noch gesehen und sich nach dem restlichen Nachwuchs von Lady Agathe erkundigt, aber die drei hatten ständig so viel Unsinn im Sinn, dass man wohl jeden Tag etwas Neues hätte berichten können.

Lord Bromshire winkte ab. »Seien Sie froh, dass ich Ihnen die beiden Babys aus dem Wurf schon vor der Geburt versprochen hatte, sonst hätte ich keines von den kleinen Schätzchen hergegeben. Ich hätte nie gedacht, dass man mit Katzen so viel Spaß haben kann.« Er lächelte sie fast verlegen an. »Wissen Sie, diese Katzensausstellungen sind ja schön und gut, aber ich muss inzwischen ehrlich sagen, dass ich mehr davon habe, wenn diese Tiere mein Haus auf den Kopf stellen, anstatt nur den ganzen Tag auf einem Sofakissen zu liegen und gelangweilt in die Gegend zu starren.«

Sie nickte bestätigend. »Und ich dachte schon, Sie wollten wieder ein Verbrechen melden.«

»Nein, nein«, wehrte er ab und folgte ihr zu ihrem Schreibtisch. »Das Verbrechen hat sich noch gar nicht ereignet, das kommt erst noch.«

Im Vorbeigehen deutete sie auf den Besucherstuhl, dann ging sie um den Schreibtisch herum und nahm Platz. Beiläufig überflog sie die Notizen, die der wachhabende Constable Flaherty während der Nachtschicht gemacht und ihr hingelegt hatte. Viel war in dieser Nacht nicht geschehen: zwei Fälle von Ruhestörung und ein Autofahrer, dessen Wagen in einem Vorgarten gelandet war, weil angeblich sein Navigationsgerät darauf bestanden hatte, genau an dieser Stelle rechts abzubiegen. Zwischendurch warf sie Bromshire einen argwöhnischen Blick zu. »Sie wissen von einem Verbrechen, das erst noch geschehen wird. Haben Sie eine Drohung erhalten, oder wie darf ich das verstehen?«

»Eine Drohung?« Bromshire machte eine verdutzte Miene. »Warum sollte mir jemand

eine Drohung geschickt haben? Nein, nein, ich habe eine Einladung bekommen.«

»Zu einem Verbrechen?«

»Ja, ganz genau«, bestätigte er und sah Anne einen Moment lang an. »Oh, warten Sie, ich glaube, Sie wissen gar nicht, um was es geht, nicht wahr?«

Anne schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Ahnung.«

Bromshire überlegte sekundenlang, dann nickte er verstehend. »Ja, natürlich. Sie waren letztes Mal ja noch gar nicht hier.« Er lehnte sich auf seinem Stuhl nach hinten und machte den Eindruck, als wollte er sehr, sehr weit ausholen, um auf den Punkt zu kommen. »Sagt Ihnen der Name Siddarth Kapoor etwas?«

»Nicht dass ich wüsste. Ist das ein Bollywood-Schauspieler?«

»Nein, ein schwerreicher indischer Geschäftsmann. Ich kenne ihn schon seit ... ach, ich weiß gar nicht mehr, fünfundzwanzig Jahren? Nein, sogar noch länger. Der Mann hat mehr Geld, als ein Mensch in seinem ganzen Leben ausgeben kann. Ich hatte früher mit ihm geschäftlich zu tun. Ein abso-lut korrekter Mann, das lief immer alles ohne Probleme ab. Vor ein paar Jahren hat er hier an der Küste eine alte Burg gekauft, und immer wenn er nach England kommt, was üblicherweise zweimal im Jahr ist, dann lädt er seine Geschäftsfreunde auf die Burg ein, um mit ihnen eine Mördersuche zu veranstalten ...«

»Sie meinen ein Spiel, richtig?«, vergewisserte sich Anne.

»Ja, ja, natürlich«, beteuerte Bromshire hastig. »Kapoor ist ein großer Fan von Agatha Christie und anderen englischen Krimiautoren, und er denkt sich jedes Mal einen neuen Fall für seine Gäste aus.«

»Hm, ist doch nett.«

»Grundsätzlich ja, und ich habe bislang auch jedes Mal die Einladung angenommen. Kapoor denkt nicht nur an seine momentanen Geschäftspartner, sondern auch an Leute wie mich, die längst im Ruhestand sind, die ihm aber in der Anfangszeit geholfen haben, hier bei uns Fuß zu fassen.«

»Was für ein Unternehmen hat er denn eigentlich?«, wollte sie wissen und fuhr den Rechner hoch.

»Oh, angefangen hat er mal mit Stoffen, dann kamen irgendwann Spielwaren dazu, Computer, Mobiltelefone ... eigentlich alles, womit man Geld machen kann, aber immer nur Qualitätsware, nie irgendwelchen Ramsch, den man in diesen schrecklichen Geschäften kaufen kann, die überall in den Großstädten wie Pilze aus dem Boden schießen. Er ist ein angesehener Geschäftsmann ...«

Während Bromshire weiterredete, ließ Anne ihren Blick über den Schreibtisch wandern und betrachtete einmal mehr die sonderbare Kombination aus ultraflachem Laptop und uraltem Telefon, die beide nicht gegensätzlicher hätten sein können. Den Laptop hatte sie erst vor zwei Wochen angeschafft, nachdem ihre vierbeinige Dreierbande es zu Hause geschafft hatte, eine Dose Farbe über die Tastatur ihres alten Laptops zu kippen. Ein Stück daneben stand ein schwarzes, unglaublich klobiges Telefon aus den späten Fünfziger- oder den frühen Sechzigerjahren, das zweifellos noch zur Erstausrüstung der Wache gehörte, so wie viele andere Dinge auch. Der Hörer schien einen halben Zentner

zu wiegen, jedenfalls im Vergleich zu modernen Telefonen, und man musste noch eine Wählscheibe benutzen.

Nach anfänglichen Bemühungen, das Ding so schnell wie möglich loszuwerden, hatte Anne es sich dann doch anders überlegt und es nicht übers Herz gebracht, es auf den Müll zu werfen. Dieser Apparat hatte schließlich all die Jahre wie ein Fels in der Brandung dagestanden und jedem technologischen Fortschritt getrotzt.

»Okay«, sagte sie schließlich geduldig, obwohl ihr Blick schon ein paar Mal zur Uhr gewandert war. Allmählich konnte er mal auf den Grund seines Besuchs zu sprechen kommen. »Sie sind also zu so einer Art Detektivspiel auf eine Burg eingeladen, aber was hat das mit mir zu tun?«

Lord Bromshire legte den Kopf ein wenig schräg. »Mehr, als Sie für möglich halten.« Nach einer kurzen, wohl als bedeutungsschwanger gedachten Pause fuhr er fort: »Ich möchte Sie nämlich bitten, an meiner Stelle die Einladung anzunehmen.«

Sie kniff argwöhnisch die Augen zusammen. »Wieso? Vermuten Sie, dass da irgendwas nicht mit rechten Dingen zugeht?«

»Allerdings«, antwortete er, hob aber hastig die Hand zu einer beschwichtigenden Geste. »Nicht im Sinne eines echten Verbrechens, so meinte ich das nicht. Aber wir werden da in mehrere Teams aufgeteilt, und mein Team hat noch nie gewonnen, egal in welcher Kombination.«

»Seien Sie doch einfach ein guter Verlierer«, schlug Anne ihm vor.

»Darum geht es nicht, Miss Remington. Ich bin davon überzeugt, dass Kapoor vor allem einigen Damen heimlich Tipps gibt, um sie auf die richtige Fährte zu führen. Jedes Mal, wenn mein Team kurz davor steht, den Täter festzunageln, bringt er über die Tat noch irgendein Detail ins Spiel, das genau zu der Lösung einer der anderen Gruppen passt, obwohl das von denen keiner wissen kann.«

»Und was soll ich da machen?«, fragte sie in einem Tonfall, der ihm hoffentlich klarmachte, dass sie gar nicht daran dachte, sich auf eine solche Aktion einzulassen.

»Sie sind vom Fach, Miss Remington«, antwortete er. »Sie können den Mann widerlegen und beweisen, dass er bestimmte Gäste bevorzugt. Ihnen werden die anderen glauben, weil Sie Polizistin sind – was Sie übrigens erst dann enthüllen dürfen, wenn Sie den Täter kennen, damit Kapoor nicht vorgewarnt ist.«

»Gibt es irgendeinen bestimmten Grund, warum Sie Kapoor vor all seinen Gästen blamieren wollen?«, erkundigte sie sich ohne Umschweife.

»Wie meinen Sie das?«

»So wie ich es gesagt habe, Lord Bromshire.«

Er zuckte scheinbar ratlos mit den Schultern.

»Lord Bromshire, Ihnen ist doch klar, dass dieser Mr Kapoor sich vor all seinen Gästen zum Narren macht, wenn ich den Beweis erbringe, dass er falsch spielt, um bestimmte Leute zu bevorzugen. Was hat er Ihnen getan, dass Sie es ihm heimzahlen wollen? Warum lassen Sie ihm nicht seinen Spaß?«

Nach längerem Zögern rückte er schließlich mit der Sprache heraus. »Zum einen, weil

die Sieger unter sich eine Kiste voll Goldbarren aufteilen dürfen. Es geht mir dabei nicht so sehr um das Gold, auch wenn ich nichts gegen einen Goldbarren als Siegerprämie einzuwenden hätte. Mir geht es ums Prinzip, dass ein ehrlicher Sieg nicht möglich zu sein scheint. Zum anderen, weil ich das Gefühl nicht loswerde, dass Kapoor mit seiner Masche über irgendetwas anderes hinwegtäuschen will. Was das sein könnte, weiß ich nicht, aber bei ihm komme ich mir manchmal wie bei einem Zauberkünstler vor, der theatralisch die linke Hand zum Himmel streckt, damit alle auf sie achten, während er mit der rechten die weiße Taube aus seinem Umhang hervorholt. Ich habe auch schon mit den anderen Gästen gesprochen, und ein paar sehen das ganz ähnlich, aber keiner von ihnen traut sich, etwas zu sagen, weil sie alle fürchten, dass ihnen lukrative Aufträge entgehen. Die ehemaligen Geschäftspartner verteilt er immer geschickt auf Gruppen mit Leuten, mit denen er erst seit kurzer Zeit zu tun hat, und die wollen natürlich nicht unangenehm auffallen, weil sie auch weiterhin mit ihm Geschäfte machen wollen. Also halten alle den Mund.«

»Und ich soll für Sie die Spielverderberin geben, verstehe ich das richtig?«

Bromshire lachte kurz auf. »So hätte ich es zwar nicht formuliert, aber im Wesentlichen geht es darum. Wenn Sie den ›Meisterdetektiv Hercule Kapoor‹ widerlegen, fällt das auf keinen seiner Geschäftspartner zurück. Sie stehen sozusagen losgelöst von der Gruppe da.«

»Mit welchem Argument wollen Sie sich denn davonstehlen?«

»Ich habe ein leider sehr stichhaltiges Argument«, erklärte er. »Eine Bescheinigung meines Hausarztes. Letzte Woche hat Lord Brandenburg drüben in Millersfield ein Bankett gegeben, das wohl etwas zu üppig war. Mir wurde unwohl, und Brandenburg rief einen Arzt. Ich wurde untersucht, und mir wurden strikte Diät und viel Ruhe verordnet. Wenn Sie erst mal sehen, welche Berge von indischen Spezialitäten Kapoor seinen Gästen serviert, dann kann von Diät keine Rede sein. Und abgesehen davon herrscht bei dieser Mördersuche auch alles andere, aber keine Ruhe. Der Vorfall bei Lord Brandenburg hat sich natürlich herumgesprochen, weshalb Kapoor keinen Verdacht schöpfen wird, wenn Sie mich vertreten.«

Anne starrte auf die Liste der eingegangenen E-Mails auf ihrem Laptop, ohne auch nur einen der Namen bewusst wahrzunehmen. Auch wenn sie es eigentlich nicht zugeben wollte, reizte sie der Gedanke, sich diesen Mr Kapoor einmal anzusehen, um herauszufinden, ob er tatsächlich so unfair spielte, wie Bromshire behauptete. Allerdings ...

»Wann findet das Ganze denn statt?«, erkundigte sie sich.

»Was haben wir heute? Mittwoch?«, gab Bromshire zurück und antwortete auch direkt: »Ja, richtig, also am Freitagmittag, und das geht bis Sonntagmittag, wegen der Ebbe«, fügte er noch hinzu.

»Zwei Tage? Und übermorgen geht es schon los?« Sie schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht machen. Sehen Sie, wir haben gerade einen Mordfall zu klären. Ich kann nicht einfach zwei Tage lang alles stehen und liegen lassen. Das ist ...«

»Kommen Sie, Chief«, warf Franklin ein, der sich an seinen Schreibtisch gegenüber von ihrem gesetzt und die Unterhaltung zwangsläufig mit angehört hatte. »Die Leute befragen können wir auch mal ohne Sie. Wir wissen ja, was passiert ist, jetzt kommt doch nur die Fleißarbeit, alle auszuquetschen, die mal irgendwas mit Mrs Boyle zu tun hatten ...«

»Ach, es geht um die alte Mrs Boyle?«, fragte Bromshire.

»Alt?«, wiederholte Anne verwundert. »Reden wir hier von der gleichen Mrs Boyle? Unsere war nämlich erst fünfundvierzig.«

»Ja, aber sie hat sich immer benommen wie eine alte Frau. Sie hatte an allem was zu nörgeln und auszusetzen, und wenn sie selbst was gemacht hat, dann hat sie sich nicht um andere Leute gekümmert«, erklärte der Lord. »Aber umgekehrt wollte sie allen Vorschriften machen, was sie zu tun und zu lassen haben.«

»Ihnen auch?«

»Was? Nein, ich hatte mit ihr nie zu tun.« Er schwieg kurz. »Obwohl, warten Sie. Einmal wollte sie mich anzeigen, weil ich sie angeblich beinahe überfahren hätte. Dabei stand sie vor ihrem Haus und hatte volle Einkaufstaschen in der Hand. Direkt bei ihr vor dem Haus gibt es einen Fußgängerüberweg, und obwohl sie auf dem Weg zur Haustür war, machte sie in dem Moment einen Schritt auf den Überweg zu, so als wollte sie auf die andere Straßenseite wechseln – mit ihren Einkäufen und fort von ihrem Haus! Ich war mit meinem Wagen dicht vor dem Überweg, und ich wusste, das ist nur wieder eine von ihren Schikanen, und deshalb habe ich nicht angehalten. Anschließend ist sie dann zur Polizei marschiert, um mich anzuzeigen, aber das hatte sich schnell von selbst erledigt, weil ein Nachbar auf der Wache erschien, um seinerseits Mrs Boyle wegen versuchten gefährlichen Eingriffs in den Straßenverkehr anzuzeigen. Er hatte sie beobachtet, wie sie mich zum Bremsen nötigen wollte, und damit war die Angelegenheit dann auch erledigt. Keine der Anzeigen wurde aufgenommen, und ich hatte seitdem Ruhe vor ihr.«

DI Franklin begann zu lachen, als er das hörte. »Ja, das weiß ich noch, als wär's erst gestern gewesen. Das Gesicht von Mrs Boyle war unbeschreiblich, als auf einmal dieser Nachbar neben ihr an der Theke stand und sie mit ihren eigenen Waffen schlug.«

»Das hat sich sofort rumgesprochen«, ergänzte Hennessy, der eine Tasse Kaffee in der Hand hielt und sich gegen seinen Schreibtisch lehnte.

»Danach standen die Leute hier Schlange, um die gute Mrs Boyle mit Anzeigen zu überschütten. Wir haben das zwar alles der Form halber aufgenommen, aber nie weitergeleitet, weil es zu neunundneunzig Prozent so banal war, dass sich kein Richter damit befasst hätte. Aber es hat Mrs Boyle für eine Weile ziemlich kleinlaut werden lassen.«

»Das heißt, Sie müssen jede Menge Leute befragen«, machte Anne den beiden Detectives klar. »Zu zweit werden Sie da aber zu viel zu tun haben. Ich kann unter solchen Umständen nicht einfach ein paar Tage fehlen.«

»Sie wissen doch, was der Superintendent gesagt hat«, entgegnete Franklin. »Seit einem halben Jahr haben Sie sich keinen freien Tag gegönnt, und das ...«

»Detective, seit ich hier bin, hatte ich fast jedes Wochenende frei«, wandte sie ein, kam aber nicht so weit, wie sie es eigentlich wollte.

»Na, sehen Sie«, ging Hennessy dazwischen. »Dann macht es doch nichts aus, wenn Sie an diesem Wochenende auch nicht ins Büro kommen. Genau genommen nehmen Sie sich ja nur den Freitag frei.«

»Und wer weiß?«, fügte sein Kollege hinzu. »Vielleicht stoßen Sie dabei ja auf den nächsten großen Fall.«

»Außerdem kümmern wir uns um Ihre drei Katzen«, versicherte Hennessy ihr. »Wir fahren abwechselnd ein paar Mal am Tag bei Ihnen zu Hause vorbei und sehen nach dem Rechten.«

Unschlüssig sah sie zwischen den beiden und Bromshire hin und her, schließlich nickte sie. »Also gut, wenn mich hier alle loswerden wollen, dann gehe ich eben dorthin.«

»Großartig«, freute sich Bromshire und stand auf. »Ich hole nur schnell die Wegbeschreibung aus dem Wagen, damit Sie wissen, wie Sie nach Bhatpara Castle kommen.«

»Bhatpara Castle?«

»Kapoors Geburtsstadt«, sagte er. »Nachdem er Grennich Castle gekauft hat, hat er die Burg umbenannt.«

»Aha«, machte sie nur, weil es weiter auch nicht wichtig war. Zweifellos gab es irgendeine Behörde in diesem Land, die über solche Umbenennungen informiert werden musste und darüber entschied, ob das alles seine Richtigkeit hatte. Allerdings vermutete sie, dass das ohnehin kaum jemanden kümmerte, solange nicht eine chinesische Investorengruppe den Buckingham Palace kaufte und ihn in Chang Palace umbenannte.

»Sie werden ihren Spaß haben, glauben Sie mir«, versicherte er ihr. »Sie werden es nicht bereuen.«